

„Eins und eins ist drei“

SPIEGEL-Gespräch Theatermacher Peter Stein, 77, bereiste schon in den Siebzigerjahren die Sowjetunion und inszeniert auch heute noch auf Moskauer Bühnen. Ansichten eines Russenverstehers.

SPIEGEL: Herr Stein, Sie haben zuletzt in Moskau Puschkins Theaterstück „Boris Godunow“ herausgebracht. Sind Sie ein Russenverstehers?

Stein: Man sagt es mir nach. Ich spüre in diesem Land, anders als in Deutschland, eine grundsätzliche Wertschätzung. Man fragt mich, auch jetzt wieder: „Wie ist das möglich, dass du die russische Seele so gut verstehst?“ Ich antworte immer: „Wisst ihr, die russische Seele ist gar nicht so viel anders als andere Seelen. Ihr bildet euch das nur ein, ihr macht so einen Zirkus daraus, das ist nicht notwendig.“

SPIEGEL: Ist die russische Seele derzeit in antiwestlichem Aufruhr?

Stein: In Moskau nicht. Niemand kann die Zeit zurückdrehen. Die Menschen in Russland sind versessen auf westliche Waren, westliche Filme, westliche Kultur, auf manchmal bescheuerte Art. Trotzdem steht eine große Mehrheit der Bevölkerung hinter Putin. Ich kann das verstehen. Ein Bruch des Völkerrechts war die Annexion der Krim dennoch. Jeder weiß, dass ein Referendum der Krimbewohner auch unter der Aufsicht der Uno zugunsten der Russen ausgegangen wäre. Nur hätte dieses Referendum eine Zustimmung in der gesamten Ukraine erfordert, weil die Krim Teil dieses Staates ist. Und ich kann auch nicht die Augen davor verschließen, dass sich in der Ostukraine jetzt kriminelle Banden und der Abschaum solcher Konflikte versammeln. Nein, das ist widerlich.

SPIEGEL: Und wie reagieren Ihre Moskauer Gesprächspartner?

Stein: Man kann in Moskau sagen, was man will. Nur ist die Reaktion des Gesprächspartners oft ein stupides Lächeln. Ich habe zu Breschnews Zeiten erlebt, dass die Menschen nicht sagen durften, was sie dachten. In den chaotischen Zeiten Boris Jelzins stritten die Menschen in Moskau auf einmal offen miteinander. Unter Putin ist diese Offenheit verschwunden.

SPIEGEL: Wie sehr bedrückt Ihre russischen Künstlerfreunde die wirtschaftliche Krise?

Stein: Russland ist ein Land, dessen Bewohner eine Tradition des Aushaltens pflegen. Es ist wie eine Art Sport. Wenn man fragt, wie die Leute über den fallenden Rubelkurs denken, dann sagen sie: „Das macht uns Angst, aber wir haben schon Schlimmeres erlebt.“ Während wir am „Boris Godunow“ arbeiteten, hatten meine Mitar-



Regisseur Stein

„Die Russen lieben das Theater wie verrückt“

beiter und ich, weil wir Euro-Verträge haben, das schreckliche Gefühl, dass wir jeden Tag für das arme Theater teurer werden. Natürlich hat Putin auch große Verdienste, weil er es geschafft hat, dass zumindest in den großen Städten eine Art Mittelschicht entstanden ist. Deren Kinder sitzen heute in den Restaurants, Zentralmoskau hat sich in ein einziges Lokal verwandelt.

SPIEGEL: Für wie gefährlich halten Sie die Trotzreaktionen der Politiker gegen den Westen?

Stein: Die Demokratie in diesem Land ist noch jung. Man muss eine Gegenbewegung fürchten, die in Russland gleich brutal ausfallen würde. Es ist schon so weit, dass man die Falschmeldung für glaubwürdig hielt, dass man demnächst Transsexuellen – also Menschen, die gendermäßig irgendwie umgebaut sind – in Russland per Gesetz das Autofahren verbieten wollte. Weil sie angeblich eine Gefahr für den Verkehr sind! Nicht für den Geschlechtsverkehr, sondern für den Autoverkehr! Das ist lächerlich. Noch mehr Sorgen macht mir Putins unglaubliches Rüstungsprogramm. Das wird nicht nur die Wirtschaft ausbluten, sondern auch die Kultur. Es stand sogar zu befürchten, dass die Regierung das Tschechow-Festival abschaffen will, eines der größten Theaterfestivals der Welt.

SPIEGEL: Für Ihre Theaterarbeit in Moskau hat Ihnen der damalige Staatschef Dmitrij Medwedew 2008 den „Orden der Freundschaft“ verliehen. War das ein Akt der politischen Vereinnahmung?

Stein: Das ist mir vollkommen gleichgültig. Ich mache nicht das, was die Leute von

mir wollen, sondern nur das, was ich kann. Übrigens bin ich mit Medwedew einmal anlässlich von Tschechows 150. Geburtstag nach Taganrog gefahren, und er hat dort drei Stunden über Theater diskutiert. Ich bezweifle, dass es in Deutschland Politiker gibt, die sich mit Theater so auskennen. Die Russen lieben es wie verrückt.

SPIEGEL: Wann sind Sie zum ersten Mal nach Russland gereist?

Stein: 1974 mit der Berliner Schaubühne.

SPIEGEL: Wie frei konnten Sie sich durchs Land bewegen?

Stein: Unser Plan war es, von Leningrad über Moskau runter nach Odessa zu fahren und dann über Rumänien und die Türkei zurück. Das haben wir auch geschafft. Die Reiseroute war genau festgelegt, jedes Abweichen führte zu unserer Verhaftung. Wir sind insgesamt viermal verhaftet worden. Von Leningrad aus wollten wir dann nach Peterhof fahren, zum Barockschloss von Peter dem Großen, und in das acht Kilometer davon entfernte Oranienbaum. Weil das gesperrt war, wurden wir von Militärfahrzeugen umkreist und mit Maschinengewehren bedroht, und wir kamen ins Gefängnis. Dort hat man uns bedeutet, dass wir Bestechungsgeld bezahlen sollten. Ich war zu dieser Zeit noch ein wesentlich unbrauchbarer Mensch als heute und völlig stur. Am Ende haben andere hinter meinem Rücken gezahlt.

SPIEGEL: War das für Sie damals ein Abenteuer oder ein Albtraum?

Stein: Es war die härteste Reise, die ich je unternommen habe. Ich bin sehr viel gereist in meinem Leben, auch in Afrika und in Asien. Kurz vor Moskau flog uns ein Eisenträger in die Windschutzscheibe des BMW. Wo immer wir hinkamen, brach Verzweiflung aus bei den Frauen an der Hotelrezeption wegen unserer fehlerhaften Papiere. Einmal wollten wir nach Melichowo, zum Landgut von Anton Tschechow, das lag ein paar Kilometer östlich der genehmigten Strecke. Als wir abbogen, wurden wir sofort angehalten. Wir dachten schon, das wäre jetzt unsere fünfte Verhaftung. Stattdessen eskortierten uns zwei Polizisten direkt zu unserem Ziel.

SPIEGEL: Was wussten Sie vorher über Russland?

Stein: In meiner Kindheit war der Iwan natürlich ein Feind. Ich war bei Kriegsende sieben. Aber seltsamerweise trage ich auf Fotos schon im Alter von vier Jahren einen Russenkittel. Als ich eingeschult wurde, erst mit neun Jahren, in Donaueschingen,

Das Gespräch führten die Redakteure Wolfgang Höbel und Matthias Schepp in Mailand.

FOTOS: WELLSCHER / ADOLPH PRESS (L.); RUTH WALZ (R.)

UdSSR-Reisender Stein 1974



da nannten mich meine Klassenkameraden von Anfang an Pjotr, russisch für Peter. Auch die Kommilitonen später im Studium nannten mich so. Vielleicht wegen meiner Wangenknochen, keine Ahnung. Der Preuße ist ja, wenn Sie mich fragen, zu 89 Prozent slawischer Abstammung, das Arische kann man mit dem Mikroskop suchen.

SPIEGEL: Als Student und junger Theatermacher gehörten Sie zur politischen Linken. Welche politischen Vorstellungen hatten Sie von der Sowjetunion?

Stein: Die Geschichte der 68er hatte viel damit zu tun, dass der linke Diskurs die Realität des Arbeiterparadieses in Ostdeutschland und in der Sowjetunion nicht groß zur Kenntnis nehmen wollte. Stattdessen wurden hysterisch und dämlich die Parolen von Mao nachgebetet. So konnte man links sein, ohne die Realität wahr-

die „Orestie“ zu inszenieren. Als ich das vorschlug, sagte man mir in Moskau: „Russen können keine antike Tragödie spielen. Die antike Tragödie widerstrebt ihrer Natur. Du musst dir deinen Chor aus zwölf Männern und zwölf Frauen in allen Ecken der Sowjetunion zusammensuchen.“ Das passte zur staatsverordneten Freundschaft der Völker in der Sowjetunion. So wurde ich jedes Jahr verschickt: nach Petrosawodsk, nach Irkutsk, nach Nowosibirsk, nach Ulan-Ude, also ganz an den Arsch der Welt. In Tbilissi habe ich vom Hotelzimmer aus gesehen, wie das Gehirn nationalistischer Demonstranten auf die Straße spritzte. Die Omon, die Polizei des Innenministeriums, schlug den Menschen mit aufgeklappten Militärspaten den Kopf ein, nach altrussischer Methode, um Pulver zu sparen. Am Tag darauf wurden wir auf

„Vorhang auf. Wir verbeugten uns. Kein Applaus. Plötzlich war der Saal hell: Die heulten alle wie die Kälber.“

zunehmen. Dabei hatte in Berlin jeder die Möglichkeit, rüberzugehen in den Osten und zu sehen, wie es dort aussieht. Trotzdem war mein Russlandbild niemals negativ.

SPIEGEL: Durch Ihre erste Reise war dann Ihre Begeisterung geweckt?

Stein: Begeisterung ist das falsche Wort. Wenn ich im Westen bin, will ich nach Moskau. Wenn ich dort bin, frage ich mich: Was mache ich hier eigentlich? Das hat zu tun mit dem Oblomow-Effekt. Man wird müde in Moskau. Ich beobachte das bei allen meinen Freunden und Bekannten. Der oblomowsche Schlaf kommt über alle.

SPIEGEL: Sie sind trotzdem im Jahr darauf gleich wieder nach Moskau gereist.

Stein: Weil wir damals, 1975, offiziell eingeladen wurden. Und ich entdeckte, dass die Klasse des mittleren Bürgertums, von der Tschchow erzählt, keineswegs von der Revolution weggefegt worden war, wie man uns immer erzählt hatte. Ich habe sie alle noch dort gefunden. Sie saßen in Datschen wie bei Tschchow, sie diskutierten wie bei Tschchow, und sie tranken wie bei Tschchow. Wenn die Rede auf die DDR kam, dann winkten die Russen damals ab. Ich fragte: „Was heißt das?“ – „DDR, das sind die alten Deutschen“, sagten sie, „die bekommt ihr bald zurück.“

SPIEGEL: Hat man Ihnen damals Avancen gemacht, in Moskau zu inszenieren?

Stein: Ich wurde eingeladen, in Moskau zu arbeiten, im Sowremennik-Theater, das es heute noch gibt. Ich antwortete: „Mensch Leute, ich kann nicht in einem Land inszenieren, in dem ich nicht sagen kann, was ich denke.“ 1986, kaum war die Perestrojka eingeführt, bekam ich plötzlich Anrufe aus Moskau. Es hieß: „Jetzt kannst du sagen, was du willst!“ Ich schlug vor,

der Autofahrt nach Jerewan mit Steinen beschmissen.

SPIEGEL: Warum hatten Sie sich für Moskau gerade die „Orestie“ ausgesucht?

Stein: Weil sie vom Aufbau eines Rechtssystems erzählt. Ich habe nie vorher und nie nachher eine Aufführung gemacht, die so direkt mit den Zeitläuften verbunden war. Die Russen haben das damals begriffen: „Du willst vom Aufbau eines Rechtssystems erzählen? Dann musst du unser Land bereisen.“

SPIEGEL: Hat Sie in dieser wilden Zeit die Theaterkunst in Russland, die Sie sahen, überhaupt interessiert?

Stein: Nein, nur die Schauspieler. Die Schauspielerinnen hatten noch diese großen Vogelnester aus Haaren auf dem Kopf. Und sie spielten mit einer Emotion, wie sie nur im Osten vorstellbar ist. Das war völlig unerträglich in der Übertreibung, genau wie Tschchow es schon angeprangert hat, entsetzlich, grauenhaft! Aber nach einer Dreiviertelstunde habe ich regelmäßig die Segel gestrichen, weil es so existenziell wurde. Man dachte: „Diese Frau lebt nicht mehr, die fällt um!“ So ging einem das ins Blut. Es gibt keine einzige Schauspielerkultur, nicht mal die amerikanische, die dermaßen mit Einfühlung arbeitet wie die russische. Das große Verbrechen von Herrn Brecht war es ja, ausgerechnet diesen Prozess zu verbieten – obwohl er ihn selbst ununterbrochen genutzt hat.

SPIEGEL: War das Sowjettheater, das Sie in den späten Achtzigern bei Ihren Reisen sahen, wirklich noch Brecht und den Lehren des sozialistischen Realismus verpflichtet?

Stein: Im Theater gilt: Wenn eine Regel aufgestellt wird, arbeiten sofort alle daran, diese Regel zu brechen. Deswegen ist

Theater unter totalitären Regimen äußerst fruchtbar. Auch das Theaterleben in der DDR. Brecht ist in einer totalitären Zeit groß geworden und hatte ein totalitäres Denken im Kopf, das mir unerträglich ist. Aber selbst Brecht hat, Stalin-Hymnen schreibend und den Aufstand von 1953 verurteilend, im Theater gegen die Linie der Funktionäre gearbeitet. Er konnte gar nicht anders. Theater beruht auf Widerspruch. Es geht einer auf die Bühne und sagt: „Eins und eins ist zwei.“ Kommt der Nächste und behauptet: „Eins und eins ist drei.“ Wollen wir mal sehen, wer recht hat. Im Theater muss es wie im Boxring sein, sonst macht das keinen Spaß.

SPIEGEL: Bevor die „Orestie“ Anfang 1994 endlich herauskommen konnte, gastierten Sie im Jahr 1989 mit der Schaubühneninszenierung der „Drei Schwestern“ in Moskau. Wie haben Sie diesen angeblich so triumphalen Auftritt in Erinnerung?

Stein: Es war die überwältigendste Theatererfahrung meines Lebens. Wir spielten im Künstlertheater, 990 Sitzplätze, aber es waren 1500 Leute da, Dutzende Menschen saßen links und rechts auf der Bühne, auf den Gängen. Als die letzten Worte des Stücks – „Wenn wir es doch wüssten, wenn wir es doch wüssten“ – gesagt waren, wurde der berühmte Vorhang mit der Möwe drauf zugezogen. Nichts passierte. Kein Applaus. Die Schauspieler guckten zu mir, ich guckte raus durch das Loch im Vorhang. Egal. Vorhang auf. Wir verbeugten uns, immer noch kein Applaus. Da sagte ich: „Licht im Saal!“ Plötzlich war der Saal hell, und wir sahen: Die heulten alle wie die Kälber. Das dauerte mindestens fünf Minuten lang. Dann kam langsam Applaus, und der dauerte eine Dreiviertelstunde.

SPIEGEL: Für die „Orestie“ probten Sie im Jahr 1993 mit Ihren Darstellern, während in Moskau reaktionäre Putschisten und jellzintreue Truppen um die Macht kämpften. Stimmt es, dass Sie mitten in die Putsch-Unruhen gerieten?

Stein: Schon als ich für die Proben am Flughafen ankam, waren alle fürchterlich aufgereggt. In den Fernsehern sah man einen Nachrichtensprecher, hinter dem ein finsterner Kämpfer mit einer Kalaschnikow auftauchte, dann wurde der Bildschirm schwarz. Die Rundfunkanstalt Ostankino war besetzt worden. Alle Westler in Moskau, auch meine westeuropäischen Künstlerkollegen, nahmen sofort Flüge zurück. Ich war der einzige, der blieb. Hinterher ernannten sie mich zum Geroj, zum Helden. Aber ich bin kein Geroj. Ich hatte sieben Jahre lang für dieses Projekt gekämpft, sollte ich das wegen irgendwelcher Schüsse auf der Straße aufgeben? Nee, so nicht. Auf dem Weg in die Wohnung, die für mich vorgesehen war und leider Gottes ziemlich nah bei Ostankino lag, ist dann unser Auto in Maschinengewehrfeuer ge-



Staatschef Putin mit orthodoxen Geistlichen, Stein-Aufführung „Boris Godunow“ in Moskau
„Hält sich Herr Putin an der Macht?“



raten. Daraufhin hat der Fahrer den Rückwärtsgang eingelegt, und wir fuhren einen anderen Weg. Am nächsten Morgen hat Jelzin das Weiße Haus beschießen lassen, aber ich war auf der richtigen Seite des Flusses, ich konnte zum Probensaal kommen. Vor den Schauspielern habe ich ein Plädoyer gehalten, jetzt noch intensiver zu proben, weil es die einzige Möglichkeit sei, auf so eine Lage zu reagieren. Fünf Leute aus meinem Ensemble wohnten auf der falschen Seite der Moskwa und waren nicht durchgekommen.

SPIEGEL: Nach einem „Hamlet“ im Jahr 1998 und einer Opernarbeit zeigen Sie nun den „Boris Godunow“ des russischen Nationaldichters Puschkin, in dem der Kampf um den Zarenthron an der Wende zum 17. Jahrhundert verhandelt wird.

Stein: Das Stück knallt sämtliche Probleme der russischen Politik grundsätzlich auf den Tisch. Wir diskutieren heute darüber, ob sich Herr Putin an der Macht hält, darin kann man natürlich eine Entsprechung zu Boris Godunow sehen, der ebenfalls versucht, an der Macht zu bleiben.

SPIEGEL: Dass es jetzt auf die politische Situation passt, ist Ihr Zugang?

Stein: Bitte nicht. Da machen Sie sich nur lächerlich. Ich beschäftige mich mit grundsätzlicheren Dingen: Wie vermittele ich, was im Text steht? Ich bin kein Künstler. Ich bin ein Reproduzierer. Ich bin ein Interpret.

SPIEGEL: Hat nicht auch der reproduzierende Theaterkünstler die Pflicht, politische Stellung zu beziehen?

Stein: Man sollte Künstler grundsätzlich nicht in eine solche Pflicht nehmen. Theater ist teuer, deshalb finde ich, der Theaterkünstler sollte ein Bewusstsein dafür haben, wofür er so viel Geld verbraucht. Aber man darf einen Künstler nicht grundsätzlich einschnüren, so wie das in der Sowjetunion der Fall war, nach dem Motto: Du musst etwas machen, was dem Volke nutzt. In Wahrheit kann das, was dem Volke angeblich überhaupt nicht nutzt, durchaus nützlich sein. Das Thema in „Boris Godunow“ ist die Macht. Wie man sie gewinnt, wie man sie erhält, wie man sie verliert. Das Stück zeigt eine Vierheit der Macht: den Zaren, den General, den Patriarchen, den wirtschaftlichen Ratgeber des Zaren, der alles lenkt. Das lässt sich leicht auf die gegenwärtige russische Realität beziehen. Aber diese Bezüge herzustellen ist die Aufgabe der Zuschauer.

SPIEGEL: Müsstem Sie mit einer „Boris Godunow“-Inszenierung in Putins Reich im Jahr 2015 nicht auch direkt Stellung beziehen zum Beispiel zur Unterdrückung der Kunstfreiheit im heutigen Russland, wo regierungskritische Theatermacher drangsaliert werden?

Stein: Es gibt die Tendenz, die Schrauben enger zu ziehen, auch wenn die Unterdrückung der Kunstfreiheit vor 40 Jahren viel



Regisseur Stein bei „Orestie“-Proben 1994: „Ich war nie revolutionär“

stärker war. Aber die Unterdrückung der Kunst ist in „Boris Godunow“ nun mal nicht das Thema. Puschkin zeigt einen gewieften Politiker, der die Macht erlangt hat, indem er Verbrechen beging. Und der diese Macht hervorragend ausführt. Das ist ein guter Zar, und doch schafft er es nicht, die nötige Legitimität zu bekommen, damit das Volk dauerhaft hinter ihm steht. Kurz bevor er stirbt, wird über ihn gesagt: Er wollte nur das Beste für Russland. Das ist seine Tragödie. Ohne Verbrechen, das ist ein altes Gesetz, kommen Sie nicht zur Macht. Das ist schon im antiken Mythos so, es gibt keinen einzigen Staat, der gegründet wurde ohne ein Gründungsverbrechen, von Athen bis Romulus und Remus.
SPIEGEL: Als Botschaft für heutige russische Zuschauer klingt das fatalistisch.
Stein: Das Stück ist reicher. Es entlässt den Zuschauer nicht in irgendeine Sicherheit.

beit politisch äußern, wie es zum Beispiel der Dirigent Walerij Gergijew und die Sängerin Anna Netrebko taten – Gergijew als begeisterter Putin-Unterstützer, Netrebko, indem sie in der Fahne der prorussischen ukrainischen Separatisten posierte?

Stein: Das hat mit Kunst nichts zu tun. Ich kenne Gergijew sehr gut, der hat sich klar bekannt. Der ist ein richtiger Putin-Mann, ein gefährlicher Typ – politisch. Künstlerisch ist er manchmal sehr gut und manchmal sehr schlecht, weil er zu viel macht. Aber soll man den Mann nun wegen seiner politischen Haltung ablehnen als Chefdirigenten der Münchner Philharmoniker? Was habt ihr denn sonst für Leute in München? Wollt ihr jedem Einzelnen von denen nun vorschreiben, welche politischen Ansichten er zu haben hat? Ich finde es katastrophal, was Gergijew macht, und ich finde falsch, was Anna Netrebko

„Die USA sind ein autoritärer Staat. Für mich gilt: Jede Art von Freiheitsbelehrung aus Amerika geht nicht mehr.“

Puschkin zeigt, dass das Volk sich vollständig widersprüchlich verhält. Zuerst sagt es: Wir brauchen einen starken Herrscher. Es fleht Boris an, Herrscher zu werden, und es brüllt „Heil Boris“, als er Zar wird. Später brüllt es mit den gleichen „Heil“-Rufen seinem Kontrahenten zu. Ganz am Ende aber, wenn ein neuer Zar ausgerufen wird, schweigt das Volk. Das ist genial. Das Stück endet damit, dass das Volk sich schweigend und ängstlich zusammenrottet. So verhält sich die Masse bis heute. Die Technologien und die Herrschaftssysteme mögen sich noch so gewaltig ändern, in den Köpfen der Menschen und in den kulturellen Traditionen ändert sich wenig.
SPIEGEL: Was halten Sie davon, wenn sich Künstler außerhalb ihrer künstlerischen Ar-

beit macht. Aber ich bin gegen jede politische Zensur.

SPIEGEL: Weil die stärkste Waffe der Freiheit die Freiheit ist, wie der amerikanische Spitzendiplomat und Russlandspezialist George F. Kennan in der Hochphase des Kalten Krieges befand?

Stein: So ist es. Aber von den Amerikanern und ihrem Verständnis von Freiheit sollten wir besser aufhören, denn die USA sind ein autoritärer Staat. Das waren sie schon immer, jetzt ist es gerade besonders deutlich. Für mich gilt: Jede Art von Freiheitsbelehrung aus Amerika geht nicht mehr. Vorbei. The American dream does not exist anymore.

SPIEGEL: Wie ist Ihr Verhältnis zu Deutschland, das Sie Mitte der Achtziger verlassen

haben, um in der Nähe von Rom zu leben?
Stein: An Deutschland stört mich, dass man mich nicht dort arbeiten lässt. Den „Boris Godunow“ würde ich gern in Deutschland inszenieren. Das Stück ist dort fast noch nie gespielt worden. Man hält es dort für Geschichtsunterricht in russischer Politik.

SPIEGEL: Würde man Ihnen in Berlin, wo Sie zuletzt am Berliner Ensemble gearbeitet haben, nicht sofort den Teppich ausrollen, wenn Sie dort „Boris Godunow“ machen wollten?

Stein: Das glaube ich nicht. Am Berliner Ensemble, wo ein Kollege gleichen Alters von mir arbeitet, will ich nicht arbeiten.

SPIEGEL: Claus Peymann.

Stein: Ich habe da ungünstige Erfahrungen gemacht. Über die will ich nicht reden.

SPIEGEL: Im Theater gibt es Moden. Könnte es nicht sein, dass Sie bei jüngeren Theaterleuten längst eine neue Wertschätzung genießen?

Stein: Ganz klar gibt es Moden. Sonst könnte ich mich gleich erschießen. Auch ich bin in meinem Theaterleben einigen Moden hinterhergelaufen. Und ich tue es auch jetzt noch. Aber ich habe ein genaues Bewusstsein davon, was ich da tue. Vielleicht weil ich Angst habe, ich könnte mich selbst verlieren. Ich war nie revolutionär. Ich bin und war immer dem Autor treu. Ich habe die Vorstellung, dass ein Regisseur den Schauspielern Dinge klarmacht, die sie allein nicht begreifen können. Die Klassiker heißen Klassiker, weil sie immer aktuell sind. Ich versuche, die Projekte, die ich mir noch vorgenommen habe – eine „Zauberflöte“, eine neue Version des Stücks „Der Park“ von Botho Strauß in Rom –, irgendwie noch zu realisieren. Ich bin hartnäckig. Ich würde gern weiter inszenieren dürfen.

SPIEGEL: Und wenn das nicht mehr ist, dann ist Ihr Leben aus?

Stein: Um Gottes willen. Ich kann mir schon vorstellen, gar nichts mehr zu machen. Ich bin 77, da könnte ich auch ein Pensionärsleben leben. Ich muss leider gestehen, dass man manches schwerer erträgt, je älter man wird. Wenn man mir sagt, ich sei ein Schwein und ein Reaktionsnär, wie es jahrelang in der Presse geschehen ist, dann leide ich.

SPIEGEL: Als Sie 60 wurden, hat Botho Strauß in einem Aufsatz geschrieben, was für eine Dummheit es sei, Sie einen „Repräsentationskünstler“ zu nennen. Empfinden Sie den Begriff Repräsentationskünstler als Beleidigung?

Stein: Was soll dieser Begriff bedeuten?

SPIEGEL: Ein Künstler, mit dem man Staat machen kann.

Stein: Da habe ich nichts dagegen. Wenn man mit mir Staat machen kann, ist das grundsätzlich gut. Es kommt nur drauf an: Was für einen Staat?

SPIEGEL: Herr Stein, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.